

# Baukultur in Langenegg: Niemand baut für sich allein

**Der Akt des Bauens** ist immer eine Angelegenheit, von der viele Menschen betroffen sind. Jedes Bauwerk, und sei es noch so unbedeutend, hat Auswirkungen nicht nur auf das Orts- und Landschaftsbild eines Dorfes, sondern ganz konkret auf die Menschen, die in seiner Umgebung wohnen oder deren Arbeits- oder beispielsweise Schulweg daran vorbei führt. Sehr viele Gebäude sehen wir jeden Tag aufs Neue und können uns daran erfreuen oder „müssen“ uns darüber ärgern. Manche Gebäude finden wir schön, andere hässlich, die meisten berühren uns innerlich kaum, weil ihr Aussehen unsere Aufmerksamkeit in keiner Weise beansprucht. Wenn wir allerdings darauf achten, werden wir bemerken, dass uns manche Hausfassaden freundlich anblicken, andere eher mürrisch, und wiederum andere ziemlich ausdruckslos. Auch Gebäude haben sozusagen Gesichter, in denen wir lesen können. Gerade in jenen Gegenden, wo der Bau eines Einfamilienhauses gleichsam zum Pflichtprogramm einer Familiengründung gehört, übernehmen viele von uns die Verantwortung, mit Gebautem der Dorfgemeinschaft ein Bild von sich zu vermitteln und darüber hinaus die Kulturlandschaft zum Besseren oder Schlechteren zu formen. In diesem Sinne liegt privates Bauen immer auch im öffentlichen Interesse, denn wir können uns den Auswirkungen gebauter Selbstdarstellung niemals entziehen, auch wenn es nicht die eigene Selbstdarstellung ist, sondern die des Nachbarn.

**Die Planung öffentlicher Gebäude** kommt ab einem gewissen Schwellenwert über die Ausschreibung von Architektenwettbewerben zustande, und es gibt daher ein breites Spektrum an Entwürfen, aus denen das beste Projekt ausgewählt werden kann. Die Konkurrenz an Ideen ist groß, und dementsprechend hoch ist zumeist das Niveau und Ergebnis öffentlichen Bauens. Die von der öffentlichen Hand errichteten Gebäude - das gilt für die Gemeinde Langenegg in ganz besonderem Maß - sind heutzutage die baulichen „Juwelen“ in der Kulturlandschaft. Das ist keineswegs selbstverständlich und war auch nicht immer so. Die Masse der nicht öffentlichen Gebäude folgt allerdings anderen Regeln: persönlicher „Geschmack“ gilt zwar als Privatangelegenheit, ist aber oft nur das Ergebnis kommerziell diktiert Moden und somit keinesfalls etwas Individuelles. Auch das war selbstverständlich nicht immer so. Der gestalterische Spielraum bei der Verwirklichung eines Bauwerks war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts relativ gering. Bis dahin wurde Bewährtes übernommen und bestenfalls im Detail verbessert. Bauernhäuser baute man im Typus der Höfe des vorderen Bregenzerwaldes oder - je nach Standort - des benachbarten Allgäus oder im Typus der Rheintalhäuser usw., weil die zur Verfügung stehenden Materialien und die Lebens- und Arbeitsgewohnheiten kaum Alternativen zuließen. Auch für die Errichtung von Arbeiterwohnhäuser und für gewerblichen Bauten galten bestimmte Übereinkünfte hinsichtlich ihrer Verwendung und ihres Aussehens. Bautypen und Baustile wurden über Generationen hinweg beibehalten, um irgendwann dem technologischen Fortschritt entsprechend von andern Typen und Stilen abgelöst zu werden. Wir hingegen glauben - selbstverständlich im Rahmen einer landesweiten „Bauplanung“ - zu bauen, wie es uns gefällt und lassen uns dennoch weitestgehend von den Baumärkten diktieren, welches Bild der Landschaft wir den nachfolgenden Generationen hinterlassen.

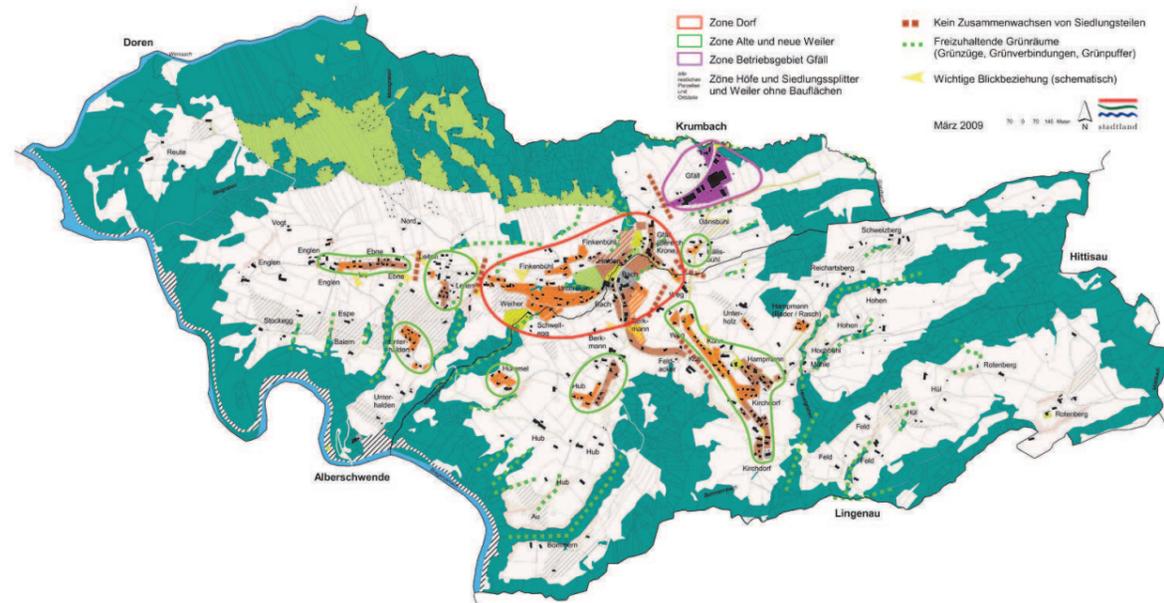


*Aus der Ferne gesehen verbinden sich Landschaft und Bauten in Langenegg zu einem harmonischen Ganzen. Die visuelle Qualität der Hauslandschaft beruht weitgehend auf einer (noch) bäuerlich geprägten Lebenskultur und Wertegemeinschaft, die vom Großteil der Bevölkerung geteilt wird.*

**Die Frage des Standortes.** Über den Flächenwidmungsplan ist weitestgehend geregelt, wo innerhalb eines Gemeindegebietes gebaut werden darf und wo nicht. Für die meisten Vorarlberger Gemeinden gibt es auch einen so genannten Gefahrenzonenplan, der die Auswirkungen möglicher Muren, Lawinenabgänge, Überschwemmungen und ähnlicher Naturgefahren abzuschätzen versucht und rote und gelbe Zonen ausweist, in denen das Bauen verboten oder nur mit strengen Auflagen möglich ist. Trotzdem kommt es immer wieder zu Naturkatastrophen, die vermieden werden hätten können, wenn man die Erfahrung und das Wissen der älteren Generationen berücksichtigt hätte. Vielleicht gibt es derartige Fälle auch in Langenegg. Jedenfalls gibt es sie in zahlreichen Gemeinden des Bregenzerwaldes, wo sich die „Jungen“ noch daran erinnern, dass die „Alten“ gelegentlich gesagt haben, hier, so nah am Bach, oder, hier, an diesem Hang, hätte man niemals bauen dürfen. Bedauerlicherweise fällt den Betroffenen manches Mal erst im Nachhinein die Warnung der „Alten“ ein. Es erübrigt sich, Schadensbilder zu zeigen oder sogar Schuldzuweisungen zu machen. Allein die vergangenen 10 Jahre haben in vielen Gemeinden Vorarlbergs Beispiele genug geliefert, um die Frage des richtigen Standortes von Bauwerken wieder ins Bewusstsein zu rücken.

**Die Frage des Umganges mit den Ressourcen.** Boden beziehungsweise Landschaft ist das einzige Gut, das nicht vermehrt werden kann, sondern nur verbraucht und bestenfalls bewahrt. Die Gemeinde Langenegg hat sich beispielsweise in allen Aspekten des Umganges mit Energie einen sehr hohen Standard erarbeitet, gilt hier zu Recht als Mustergemeinde. Was allerdings den Flächenverbrauch betrifft, ist mit dem Räumlichen Entwicklungskonzept erst ein Anfang gemacht. Der sparsame Umgang mit Grund und Boden ist mit dem Bau von Einfamilienhäusern auf lange Sicht nicht nachhaltig zu verwirklichen. Die Siedlungsentwicklung der vergangenen 50 Jahre lässt leicht erkennen, dass es einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Baulandbedarf, Infrastrukturkosten (Kanal, Wasser, Energie, Straßen, ...) und Mobilitätsbedarf gibt. Es ist in diesem umfassenden Sinn auch nicht nachhaltig (genug), wenn ein Einfamilienhaus als Niedrigenergiehaus oder im Passivhausstandard errichtet wird. Die „Ware“ Landschaft wird trotzdem knapp und ihr Besitz oder Erwerb ein Privileg von immer weniger Personen.

Nachdem Bauwerke einen „Lebenszyklus“ haben, der (immer noch) mehreren menschlichen Generationen entspricht, ist es klar, dass wir keinesfalls für uns alleine bauen, sondern damit auch künftige Generationen in ihren Möglichkeiten beschränken. Die heikle Frage, auf die wir eine Antwort nur vermuten können, lautet daher: bauen wir wirklich für unsere Kinder (wie zumeist behauptet wird) oder nicht eher gegen sie? Und was würden sie (mit ihren zukünftigen Erfahrungen) wohl antworten, wenn wir sie fragen könnten?



Das Räumliche Entwicklungskonzept weist mit Stand vom April 2008 33,6 ha gewidmetes Bauland aus (Summe aus Wohn-, Misch- und Betriebsgebiet), wovon 19,7 ha bebaut sind. 13,9 ha sind unbebaut, was einem Anteil von 41 % der gesamten Baufläche entspricht. Das Räumliche Entwicklungskonzept schließt daraus, dass für die nächsten 20 - 30 Jahre der Baulandbedarf gedeckt ist, vorausgesetzt, diese unbebauten Flächen sind tatsächlich auf dem Markt verfügbar. Das heißt aber nichts anderes, als dass nach zwei oder drei Generationen neues Bauland gewidmet und erschlossen werden muss, was mit hohen Kosten für die öffentliche Hand und gravierenden Nachteilen für die Land- und Forstwirtschaft sowie für das Orts- und Landschaftsbild verbunden ist. Oder es folgt innerhalb des gewidmeten Baulandes eine Nachverdichtung in der Weise, dass auf „Abstandsgrün“ verzichtet und mit den vorhandenen Flächen sparsamer umgegangen wird.

**Vom Mehrwert des Wohnens in einer Gemeinschaft:** Früher war es selbstverständlich, dass die Lebensdauer eines Gebäudes auf Jahrhunderte bemessen wurde. Dementsprechend wohnten immer mehrere Generationen miteinander unter einem Dach. Dieses gemeinsame Dach vereinte nicht nur die Mitglieder einer Großfamilie, sondern es wurde - zumindest bei den Bauernhäusern des Bregenzerwaldes und des Rheintals - auch mit dem gesamten Viehbestand geteilt. Das bedeutete natürlich große Einschränkungen für die Selbstverwirklichung der einzelnen Mitglieder dieses Familienverbandes, aber es war damals auf dem Land für den größten Teil der Bevölkerung die einzig mögliche Lebensform. So wurde die Last des Bauens auf mehrere Generationen aufgeteilt und damit erträglich. Heutzutage stehen viele der alten Bauernhäuser leer und sind dem Verfall preis gegeben oder werden nur mehr von der Generation der Ältesten bewohnt, während die Generation der großteils nicht mehr in der Landwirtschaft Erwerbstätigen das auf einem Grundstück im Familienbesitz neu errichtete Einfamilienhaus bevorzugt. Selten suchen solche Familien eine andere Form des Zusammenlebens, sondern wollen, zumindest was das Wohnen betrifft, lieber für sich bleiben. Das hat seine Gründe und ist zu respektieren, auch wenn es in Einzelfällen mit Isolation und Überforderung vor allem der für den Haushalt und die Erziehung der Kinder verantwortlichen Frauen erkaufte wird.



Im vorderen Bregenzerwald sind leer stehende und verfallende Bauernhöfe im Gegensatz zu anderen Gemeinden im ländlichen Raum eher selten anzutreffen. Gerade in Langenegg gibt es viele Beispiele, die erkennen lassen, dass die großen Höfe vorbildlich saniert und auch in Zukunft mehreren Generationen zur Verfügung stehen werden.

Die Alternative zum Wohnen im traditionellen Familienverband ist das Wohnen im Geschosswohnungsbau. Hier lebt man sozusagen Tür an Tür und ebenfalls unter einem gemeinsamen Dach. Für die meisten jungen Familien bedeutet dies zwar einen Gewinn an Privatsphäre, aber einen Verzicht auf den eigenen Grünraum, den Garten. Diese Einschränkung bringt aber gerade für jene, die auf einem Bauernhof aufgewachsen sind, einen Verlust an Entfaltungsmöglichkeit mit sich, weshalb oft genug mit dem Wohnen im „Wohnblock“ auch ein gewisser Statusverlust verbunden ist.

Erst seit einigen Jahren gibt es in Langenegg ein etwas breiteres Angebot an Neubauwohnungen. Diese Bauform wirkt (noch) einigermaßen fremd im Bregenzerwald, nicht so sehr wegen ihrer absoluten Größe, die etwa der von großen Bauernhöfen entspricht, sondern weil sie sich von den viel kleineren Einfamilienhäusern der vergangenen Jahre im Maßstab abhebt.



**Zukunftsperspektive: getrennt wohnen, aber miteinander bauen.** Was es in Langenegg nicht oder nur ansatzweise gibt, sind Bauformen, welche die Vorzüge des Einfamilienhauses mit jenen des Geschosswohnbaus kombinieren, also beispielsweise Reihen- oder Atriumhäuser. Das mag damit zu tun haben, dass die wenigsten potenziellen Bauherrn ein Grundstück kaufen müssen, sondern auf Baugrund in Familienbesitz zurück greifen können, sodass großzügige Grundstückszuschnitte leistbar sind. Auch ist in ländlichen Strukturen „Nachbarschaftshilfe“ beim Bau des Einfamilienhauses ein stark Kosten mindernder Faktor, der entfallen würde, wenn eine Baugesellschaft die erworbenen Grundstücke bebaut und die darauf errichteten Häuser anschließend verkauft. Nicht zuletzt gibt es keine Bebauungspläne oder sonstigen Verordnungen, die eine halboffene oder geschlossene Bauweise erzwingen würden, sodass als einziger Anreiz zu einer Flächen sparenden Bauweise derzeit nur die Wohnbauförderung zur Verfügung steht.

Es scheint also wenig Gründe zu geben, die für eine aufeinander abgestimmte Vorgangsweise beim Hausbau sprechen. Und doch existieren genug Vorbilder und gibt es auch immer mehr aktuelle Beispiele (zumindest in jenen Gemeinden, die von Zersiedelung noch stärker bedroht sind als die im Bregenzerwald), die den Mehrwert des gemeinsamen Bauens offensichtlich machen: es kommt nicht nur eine gewisse Ordnung und Systematik ins Ortsbild, sondern die Qualität der Außenräume nimmt enorm zu, vor allem im Vergleich zu den bei Einfamilienhäusern üblichen begrünten Distanzzonen zum Nachbarn hin. Und nicht zuletzt sind die hauptsächlich von der Allgemeinheit zu tragenden Kosten für Erschließung und Infrastruktur wesentlich niedriger als im herkömmlichen Einfamilienhausbau.



Beispiele aus den 1960er Jahren, wie die Siedlung Quellengasse in Hard mit drei Zeilen von Reihenhäusern (Bilder links), zeigen, dass individuelles Wohnen mit geringem Bodenverbrauch durchaus kombinierbar ist.



Neuere Projekte in Lauterach (2. Bildreihe) und Wolfurt (3. Bildreihe) lassen den Wert einer von mehreren Bauherrn aufeinander abgestimmten Vorgangsweise beim Hausbau unmittelbar erkennen: das Ortsbild wird ruhiger, die gemeinsamen Außenräume sind optimal genutzt, und es gibt den einzelnen Häusern zugeordnete Gärten mit einem hohen Maß an Individualität. Die Erschließung ist sparsam, weil keine unbenutzbaren Zwickelflächen übrig bleiben.



Die „Gesichter“ dieser Häuser drücken im Detail durchaus die Vorlieben ihrer Bewohner aus, aber sie sind auch einander ähnlich. Sie stehen miteinander in Beziehung und sind Ausdruck der Gemeinschaft.



Räumliche Dichte ist ein weiteres Zeichen für eine dörfliche Gemeinschaft. Das ist in den gewachsenen Ortszentren Kirchdorf und Bach, aber auch in manchen Weilern, wie beispielsweise Englen, in hohem Maß der Fall (unten links). Das bewusste Gestalten von Straßenräumen ist in Neubaugebieten eher die Ausnahme als die Regel (unten rechts). Die üblichen Einfamilienhausgebiete lassen kein Miteinander erkennen. Hier baut jeder „für sich allein“, auch wenn das letztlich nicht der Fall ist, sondern zu Lasten gemeinsamer Werte geht.